

Arbeits- und Lebenswelten im Umbruch: Herausforderungen für soziale Infrastrukturen in Stadtquartieren

Läpple, Dieter; Stohr, Henrik

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Läpple, D., & Stohr, H. (2006). Arbeits- und Lebenswelten im Umbruch: Herausforderungen für soziale Infrastrukturen in Stadtquartieren. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 29(2), 173-191. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-38709>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Arbeits- und Lebenswelten im Umbruch

Herausforderungen für soziale Infrastrukturen in Stadtquartieren

Dieter Läßle, Henrik Stohr

1 Einleitung

Die ökonomische Basis der Städte in den westlichen hoch entwickelten Industrieländern war in den vergangenen Jahrzehnten einer umfassenden Transformation unterworfen. Infolge des globalen Strukturwandels haben die Städte ihre Rolle als privilegierte Zentren industrieller Produktion weitgehend verloren. Die ausgeprägte Deindustrialisierung der Städte war mit problematischen Folgen für die Stadtgesellschaft verbunden. Sie führte insbesondere zu einer zeitlichen Verfestigung der Arbeitslosigkeit in den Städten (Läßle 2004) und zu einer sozialräumlichen Konzentration der erwerbslosen Bevölkerung in bestimmten Stadtquartieren (Häußermann 2000). Der Strukturwandel führte jedoch nicht nur zu einem Rückgang industrieller Arbeitsplätze, er brachte auch neue Entwicklungschancen für die Städte mit sich. Mit der Transformation der ökonomischen Basis der Städte bildeten sich Formen einer wissensbasierten Ökonomie heraus, die sich vor allem auf qualifizierte Arbeit, Kreativität, soziale Interaktion und Vernetzung stützen und die damit zu einer möglichen Neubewertung der Stadt als Arbeits- und Lebenswelt führen (Läßle 2006, S. 21). Diese Wandlungsprozesse brachten tiefgreifende und hochgradig ambivalente Umwälzungen auf den städtischen Arbeitsmärkten mit sich.

Dieser Beitrag setzt sich mit der Frage auseinander, wie sich Beziehungsmuster zwischen Arbeits- und Lebenswelt im städtischen Kontext mit der Transformation der städtischen Arbeitsverhältnisse verändern. Dabei wird davon ausgegangen, dass es zwar tiefgreifende Veränderung der tradierten Beziehungsmuster zwischen Arbeits- und Lebenswelt gibt, dass diese Wandlungen jedoch nicht zur Herausbildung eines neuen dominanten Musters führen. In diesem Beitrag wird dargelegt, wie sich Prozesse der Entgrenzung der Arbeit in unterschiedlichen Segmenten städtischer Arbeitsmärkte vollziehen und zu welchen Konfliktlinien diese ambivalenten Prozesse jeweils führen. Es wird die These vertreten, dass die sich wandelnde Beziehung von Arbeitswelt und Alltagsleben differenzierte raumzeitliche Koordinationserfordernisse für die privaten Haushalte mit sich bringt. Der Beitrag entwirft vier – heuristische – Typen von Haushalten und skizziert die jeweils unterschiedlichen Herausforderungen und Wege, mit diesen umzugehen. Als konstituierende Merkmale für diese Typen werden drei Aspekte herangezogen: Erstens die Ar-

beits(zeit)organisation der erwerbsfähigen Haushaltsmitglieder, zweitens die geschlechtsspezifische Organisation der Kinderbetreuung und drittens das räumliche Verhältnis von Wohn-, Arbeits- und Betreuungsorten der Haushaltsmitglieder. Es werden vier unterschiedliche Wege skizziert, wie Haushalte versuchen, die Anforderungen einer sich wandelnden Arbeitswelt mit ihrem Alltagsleben – und dabei insbesondere mit Kinderbetreuungsaufgaben – in Einklang zu bringen. Aus Sicht der Stadtökonomie interessiert vor allem die Frage, wie die alltägliche Koordination dieser Mehrfachbelastung räumlich und zeitlich im Stadtraum bzw. in der Stadtregion organisiert wird. Abschließend werden daraus abgeleitete Anforderungen an die Planung und Entwicklung zukunftsfähiger städtischer Infrastrukturen formuliert.

Zur Annäherung an die Frage, wie sich Beziehungsmuster zwischen Arbeits- und Lebenswelt verändern, soll zunächst die strukturelle und qualitative Transformation städtischer Arbeitsmärkte skizziert werden.

2 Wandlungsprozesse auf den städtischen Arbeitsmärkten

Die Wandlungsprozesse auf den städtischen Arbeitsmärkten sind von einer Vielzahl sich überlagernder Entwicklungen geprägt. Zwei für unsere Fragestellung besonders bedeutsame Tendenzen sollen an dieser Stelle kurz dargestellt werden:

- die starke Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit und insbesondere die stärkere Erwerbsorientierung von Frauen mit Kindern,
- die überdurchschnittliche Beschäftigungsdynamik in wissens- und kulturbasierten Dienstleistungen bzw. die in allen Segmenten städtischer Arbeitsmärkte steigenden Qualifikationsanforderungen.

2.1 Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit

Der Anteil der Frauen an der Beschäftigung auf dem formell organisierten Arbeitsmarkt hat sich in Westdeutschland in den letzten Jahrzehnten stetig erhöht. Nahezu unabhängig von konjunkturellen Schwankungen stieg die Zahl der berufstätigen Frauen in Westdeutschland seit Ende der 60er-Jahre kontinuierlich. Im Jahr 2003 erreichte die Erwerbstätigenquote¹ der Frauen in den alten Bundesländern 58,9 % (gegenüber 45,1 % im Jahre 1968).

Eine noch signifikantere Veränderung lässt sich feststellen, wenn allein das Erwerbsverhalten von (verheirateten) Frauen mit Kindern betrachtet wird. So lag die Erwerbsquote verheirateter Frauen 1960 noch bei rund 30 %, im Jahre 1980 lag sie bereits bei 46 % und im Jahre 2004 hatte sie 64 % erreicht (die Erwerbsquote lediger Frauen stieg im selben Zeitraum von 60,7 % auf 66 %). Ausschlaggebend für die stärkere Erwerbsorientierung der Frauen war vor allem das veränderte Erwerbsverhalten verheirateter Frauen in mittleren

1 Die Erwerbstätigenquote gibt an, wie hoch der Anteil der Erwerbstätigen an der 15-65-jährigen Wohnbevölkerung ist. Im Unterschied dazu weist die Erwerbsquote den prozentualen Anteil der Erwerbstätigen und Erwerbslosen an der 15-65-jährigen Wohnbevölkerung aus. Die zitierten Daten sind Ergebnisse des Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes.

Altersgruppen. Nach einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) war im Jahre 2000 rund ein Viertel aller Frauen mit Kleinkindern berufstätig. Die Erwerbsbeteiligung steigt mit zunehmendem Alter der Kinder und beträgt bei Frauen mit Grundschulkindern 64 % (West) bzw. 68 % (Ost) (Engelbrech/Jungkunst 2001, S. 1).

Die verstärkte Integration der Frauen ins Erwerbsleben war allerdings auch mit einer Zunahme der Erwerbslosigkeit von Frauen und einem starken Anstieg von Teilzeitarbeit und geringfügiger Beschäftigung verbunden (Engelbrech et al. 1997; Beckmann 2003). Ein Vergleich zwischen der *Erwerbsquote* und der *Erwerbstätigenquote* macht deutlich, dass sich die zunehmenden Erwerbswünsche von Frauen nur zum Teil realisieren ließen. Stieg die Erwerbsquote von Frauen im früheren Bundesgebiet von 46 % im Jahre 1970 auf 64 % im Jahre 2004, so stieg die entsprechende Erwerbstätigenquote von 45,9 % im Jahre 1970 auf nur 58,9 % im Jahre 2003. Mit anderen Worten, die Suche nach Erwerbsarbeit mündete bei Frauen vielfach in der Erwerbslosigkeit. Der signifikanten Steigerung des Frauenanteils an den Beschäftigten steht zudem ein deutlich geringerer Anstieg des Frauenanteils am Arbeitsvolumen entgegen. So waren im Jahre 2004 zwar 48,7 % aller Beschäftigten Frauen; diese trugen jedoch nur mit 41 % (1991: 38,3 %) zum gesamtwirtschaftlichen Arbeitszeitvolumen bei (Wanger 2006, S. 23). Die Hauptursache hierfür ist vor allem der seit jeher deutlich höhere und dynamisch wachsende Anteil der Frauen, die in Teilzeit arbeiten. Zwar hat zwischen 1991 und 2004 auch die Teilzeitquote der Männer von 4,4 % auf 14,9 % zugenommen. Sie liegt damit jedoch nach wie vor erheblich unter derjenigen der Frauen, die im gleichen Zeitraum von 36,6 % auf 51,1 % gestiegen ist (Wanger 2006, S. 17).

2.2 Dynamik wissens- und kulturbasierter Tätigkeiten – steigende Qualifikationsniveaus

Zu den am stärksten expandierenden Bereichen in den Kernstädten der westdeutschen Großstadtregionen zählen die wissens- und kulturbasierten Dienstleistungstätigkeiten. So verzeichneten die Tätigkeitsfelder „Forschen/Entwickeln/Entwerfen, Werben/Publizieren/Unterhalten“ und „Beratung/Innovation“ zwischen 1980 und 2001 in den Kernstädten der westdeutschen Großstadtregionen² einen Beschäftigungszuwachs von 49,1 %. In absoluten Zahlen ausgedrückt kamen in diesem Zeitraum in den wissensintensiven Bereichen städtischer Ökonomien knapp 250.000 sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse hinzu, während zeitgleich in der industriellen bzw. handwerklichen Fertigung und Verarbeitung (einschließlich Baugewerbe) über 250.000 Stellen wegfielen (IAB 2003/eigene Berechnungen Läßle/Soyka/Kröger).

Seit Beginn der 1980er-Jahre vollzog sich zugleich ein grundlegender Wandel der Qualifikationsstrukturen auf den großstädtischen Arbeitsmärkten. Seit Anfang der 1980er-Jahre sank die Zahl der Geringqualifizierten an allen Beschäftigten kontinuierlich, die der Studienabsolventen stieg hingegen stetig. Diese sich aufweitende Schere ist ein relativ durchgängiges Muster, das fast unabhängig davon gilt, in welchen Bereichen die Beschäftigten arbeiteten (Läßle 2004, S. 203 f.).

2 Die hier dargelegten Entwicklungs- und Strukturdaten beziehen sich auf die Kernstädte der westdeutschen Agglomerationsräume. Darunter zusammengefasst sind die Kerne der folgenden Großstadtregionen: Hamburg, Bremen, Hannover, Berlin (W), Ruhrgebiet, Rhein, Rhein-Main, Rhein-Neckar, Karlsruhe, Nürnberg, Stuttgart sowie München.

2.3 Vier Segmente des städtischen Arbeitsmarktes

Der städtische Arbeitsmarkt besteht nicht nur aus den Gewinnern des Strukturwandels, also den hochqualifizierten ‚Professionals‘, die in dem dynamischen Segment der wissens- und kulturbasierten Dienstleistungen eine berufliche Perspektive gefunden haben. Der Umbruch der ökonomischen Basis der Städte hat zugleich zu einer starken Segmentierung des Arbeitsmarktes und der städtischen Sozialstrukturen geführt, woraus sich neue Formen sozialer Ungleichheit ergeben. In einem anderen Zusammenhang haben wir bereits versucht, diese neue Segmentierung städtischer Arbeitsmärkte zu skizzieren (Läßle 2006). Verkürzt dargestellt lassen sich die einzelnen Segmente wie folgt umreißen:

a) Das Segment der wissens- und kulturbasierten Dienstleistungsbeschäftigten

Dieses Segment besteht aus gut ausgebildeten und flexiblen – meist jüngeren – Menschen, die davon profitieren, dass mit dem Übergang zu einer Wissensökonomie intellektuelle Arbeit und Kreativität zu einem zentralen Produktionsfaktor werden. Metropolitane Arbeitsmärkte – insbesondere für Hochqualifizierte – wirken damit gleichsam als Magneten, die Betriebe und qualifizierte Professionals gleichermaßen anziehen. Unternehmen werden sich in ihrer Standortwahl zunehmend an der Verfügbarkeit qualifizierter Arbeitskräfte orientieren und qualifizierte Beschäftigte werden sich nach Orten mit einer großen Vielfalt an Beschäftigungsmöglichkeiten umsehen. Dadurch wird eine sich gegenseitig verstärkende Dynamik zwischen Arbeitskräftenachfrage und Arbeitskräfteangebot in diesem Segment ausgelöst (Läßle 2005).

b) Die ‚brüchigen Wagenburgen des Fordismus‘

Die Umbrüche, die die gegenwärtigen Wandlungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt prägen, werden häufig als Krise des Fordismus mit der Folge der Herausbildung postfordistischer Strukturen diskutiert. Mit dem Konzept des Fordismus wird das für die Nachkriegszeit bestimmende Entwicklungsmodell thematisiert, zu dessen Kernelementen die Dominanz des „Normalarbeitsverhältnisses“ mit festen und standardisierten Arbeitszeiten sowie stabilen und geregelten Formen sozialer Absicherung gehörte (vgl. u.a. Mückenberger 1985). Als kennzeichnend für das fordistische Produktionsmodell wird außerdem eine Arbeitsorganisation angesehen, die durch eine ausgefeilte Form tiefer Arbeitsteilung geprägt und mit einer Reduktion der Eigenverantwortung des Einzelnen für das Ergebnis seiner Arbeit verbunden war (Kratzer/Sauer 2003). Trotz der seit Jahrzehnten anhaltenden Krise dieses Entwicklungsmodells und den damit verbundenen Erosionsprozessen arbeitet – zumindest in westdeutschen Städten – ein zwar schrumpfender, aber immer noch relativ großer Anteil der Beschäftigten in „flexibilisierten Normalarbeitsverhältnissen“ (Hirsch-Kreinsen 2005, S. 213). Bei gleichzeitig steigender Gesamtbeschäftigung blieb die absolute Zahl der Beschäftigten in „abhängiger Vollzeitbeschäftigung“ zwischen 1976 und 1995 sogar unverändert (Hoffmann/Walwei 1998, S. 415). Die Arbeitsmärkte westdeutscher Städte werden somit nach wie vor auch durch die Stammelegschaften größerer Unternehmen, insbesondere im Bereich der traditionellen Dienstleistungen, mitgeprägt.

c) Das Risiko-Segment

Dieses Segment besteht aus gering qualifizierten Arbeitskräften, die zwar dauerhaft oder phasenweise noch in Beschäftigung sind, mit den über alle Berufszweige hinweg ständig

steigenden Qualifikationsanforderungen aber immer weniger Schritt halten können. In der Regel sind sie daher auf prekäre Einfachjobs angewiesen, in denen sie keine Möglichkeit vorfinden, sich ‚on-the-job‘ weiterzuqualifizieren. Verschärft wird die Situation für diese gesellschaftliche Gruppe dadurch, dass zunehmend auch für einfache Tätigkeiten eine, gegebenenfalls auch berufsfremde, Ausbildung gefordert wird – als Nachweis für Durchhaltevermögen und Arbeitsdisziplin.

d) Das Segment der Ausgegrenzten

Dieses Segment besteht aus gering oder nicht qualifizierten bzw. aus in traditionellen Bereichen qualifizierten Beschäftigten, für die kaum (mehr) eine Perspektive für die (Re-)Integration in den Arbeitsmarkt besteht. Diese Gruppe umfasst einerseits überproportional viele ältere Männer, andererseits aber auch ‚bildungsarme‘ Jugendliche insbesondere aus der ersten und zweiten Generation der Arbeitsmigranten. Eine stabile Berufsperspektive ist insbesondere für die Menschen dieser letzten Gruppe kaum möglich, da die schulische und berufliche Qualifikation als rigider Filter beim Zugang zum Arbeitsmarkt wirkt.

3 Ambivalenzen und Konfliktlinien der „Entgrenzung der Arbeit“

Von großer Bedeutung für unsere Fragestellung ist die Diskussion um die Erosion des fordistischen Produktions- und Gesellschaftsmodells im Sinne einer „Entgrenzung von Arbeit und Leben“ (Gottschall/Voß 2003; Kratzer/Sauer 2003). Nach Gottschall und Voß gerät die „Trennung oder Ab-Grenzung von Sozialsphären“, die für die industrialisierten modernen Gesellschaften prägend war, „fundamental in Bewegung“ (S. 19): „In engerem Sinne erst mit der Industrialisierung entstanden und lange Zeit als irreversible Entwicklung [...] bewertet, erweist sich die [...] Spaltung der Sozialwelt in einen Bereich der (formellen) gesellschaftlichen Arbeit und einen (oft unterbewerteten) Bereich des privaten Lebens nun ebenfalls als kontingent. Die Felder ‚Arbeit und Leben‘ sind zunehmend nicht mehr eindeutig konturiert und abgegrenzt, sondern verwischen sich [...]“ (S. 19, Herv. i.O.)

Um die Frage nach dem Charakter und der dominanten Wirkungsrichtung der Entgrenzung von Arbeit und Leben rankt sich eine kontrovers geführte Diskussion. Die Auseinandersetzung dreht sich darum, in welchem Verhältnis eine zunehmend „entgrenzte“ Arbeitswelt zur Neu-Formierung der Lebens- und Alltagswelt der Beschäftigten steht. Stark vereinfacht lassen sich die verschiedenen Argumentationsstränge zum Zusammenwirken von Strukturwandel der Arbeitswelt einerseits und Alltagsleben andererseits zu zwei gegensätzlichen Perspektiven verdichten: Dabei steht der These einer „*Verbetrieblichung der Lebenswelt*“ die These der Konvergenz von Arbeit und Leben als Folge einer zunehmenden „*Subjektivierung der Arbeit*“ gegenüber. Ohne den Anspruch auf eine vollständige Wiedergabe dieser beiden Diskussionsstränge, die auch weniger trennscharf sind, als sie hier aus Gründen der Anschaulichkeit dargestellt werden müssen, möchten wir deren Kerngedanken im Folgenden kurz skizzieren.

(1) Verbetrieblichung der Lebenswelt

In dieser Sichtweise wird von einer „Verbetrieblichung der Lebenswelt“ als Folgewirkung der betriebswirtschaftlichen Strategien zur Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen ausgegangen (Jurcyk/Voß 2000, S. 183 ff.). Das Bestreben der Unternehmen, Arbeit so zu regulieren, dass ihre Kosten nicht zu Fixkosten werden (Lash/Urry 1994, S. 199), setzt auf Seiten der Beschäftigten ein hohes Maß an Flexibilität und an Fähigkeiten zur Selbstorganisation voraus. Die Erhöhung der Eigenverantwortung des Einzelnen führt dieser Sichtweise zufolge zu einer Unterordnung der Lebenswelt unter die Anforderungen der immer stärker vermarktlichten Arbeitsbeziehungen (Baethge 1999, S. 31). Dieses „Ausufern der Erwerbsarbeit“ (Hielscher/Hildebrandt 2002, S. 53) in bislang geschützte Sphären des Privatlebens wird – so die These – in zunehmendem Maße zu einer Grundvoraussetzung des Überlebens in allen Segmenten des Arbeitsmarktes. Auch die nicht von Erwerbsarbeit belegten Zeiten werden immer stärker den Erfordernissen der Arbeit untergeordnet; Freizeit wird somit als „permanente Bereitschaftszeit“ wahrgenommen (Hielscher/Hildebrandt 2002, S. 52). Der Alltag wird den Anforderungen der Arbeitswelt jedoch nicht nur bezüglich der erforderlichen (über sie hinaus verfügbaren) Zeit belegt. Er ordnet sich auch hinsichtlich seiner eigenen Handlungslogik dem rationalisierten und ökonomisierten Zeithandeln der Arbeitswelt unter. Aktuelle betriebliche Strategien der Arbeitsorganisation verändern demnach das Verhältnis von Arbeitskraft und Unternehmen derart grundlegend, dass langfristig gesehen mit dem „Arbeitskraftunternehmer“ ein neuer struktureller Typus von Arbeitskraft zum vorherrschenden Modell wird (Pongratz/Voß 1998, S. 131).

Diesem Argumentationsstrang liegt zugleich die These einer zunehmenden Dominanz des Marktes in Bezug auf die Arbeit zugrunde. War für die industrielle Moderne noch der „interne Arbeitsmarkt“ – mit all seinen Sicherheiten, aber auch mit seinen Schließungsmechanismen – die prägende Vermittlungsinstanz, so wird nun der vermehrt deregulierte Markt zur umkämpften Arena der Dienstleistungsökonomie. Insbesondere für die gering qualifizierten Segmente des Arbeitsmarktes geht damit auch eine Prekarisierung der Erwerbsverläufe – sowohl in der Längsschnitts- als auch in der Querschnittsperspektive – einher (Mückenberger 1986). Empirisch sichtbar wird dieser Trend in der Zunahme von Teilzeitarbeit und dabei insbesondere von geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen (Wanger 2006, S. 15 ff.). Auf der alltagsweltlichen Ebene bedeutet das für die Beschäftigten dieses Segments häufig, dass sie mit einer Überlagerung mehrerer geringfügig entlohnter Arbeitsverhältnisse konfrontiert sind, die tiefgreifende Koordinationserfordernisse mit sich bringt. Ulrich Beck sieht mit dieser – aus unserer Sicht nur für Teilbereiche der städtischen Ökonomie zutreffenden – Ausprägung städtischer Arbeitsformen gar eine „sich rapide ausbreitende Entwicklungsvariante später Arbeitsgesellschaften des Westens“ heraufziehen (Beck 1998, S. 8). In seiner sehr radikalisierten These einer „Brasilianisierung des Westens“ beschreibt Beck die Konturen der zukünftigen Arbeitswelt wie folgt: „Die Menschen sind ambulante Verkäufer, Dienstboten aller Art oder sind ‚Arbeits-Nomaden‘, die zwischen verschiedenen Tätigkeitsfeldern, Beschäftigungen und Ausbildungen hin- und herpendeln.“ (S. 8) Der Trend zu einer sich verallgemeinernden prekären Dienstbotenökonomie, wie ihn Beck heraufbeschwört, ist empirisch nicht belegt. Evidenter ist hingegen die Zunahme der Teilzeitbeschäftigung im Rahmen „normaler“ abhängiger Beschäftigung (Hoffmann/Walwei 1998). Auch Erlinghausen und Knuth gelangen im Rahmen ihrer Untersu-

chung zur Restrukturierung des Arbeitsmarktes zu der Erkenntnis, dass das Normalarbeitsverhältnis eine „erstaunliche Robustheit“ aufweist (Erlinghagen/Knuth 2002).

Dennoch ist davon auszugehen, dass in weiten Bereichen städtischer Arbeitsmärkte vermehrt ein selbst bestimmter Umgang mit der eigenen Arbeitskraft erforderlich ist, welcher die individuelle Fähigkeit zum vom jeweiligen Arbeitszusammenhang unabhängigen Agieren voraussetzt (Lash/Urry 1994). Die Integration in den Arbeitsmarkt setzt somit eine permanente und hochkomplexe individuelle Anpassungsleistung voraus. In der Folge besteht die Gefahr, dass denjenigen, denen hierzu die Befähigung fehlt, dauerhaft der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt bleibt, sich also die Schere zwischen gut Ausgebildeten und gering Qualifizierten weiter öffnet.

(2) Konvergenz von Arbeits- und Lebenswelt als Folge der Subjektivierung der Arbeit

Der Perspektive einer „Verbetrieblichung der Lebensführung“ stehen Sichtweisen entgegen, die betonen, dass die Hintergründe für die Entgrenzung der Arbeit nicht (allein) in betrieblichen Flexibilisierungsstrategien zu suchen sind. Sie gehen davon aus, dass die Ausdehnung von zuvor auf wenige gesellschaftliche Gruppen beschränkten Arbeitsformen in den beruflichen Alltag weiter Teile der Erwerbsbevölkerung breitere sozio-ökonomische Ursachen haben muss. Demnach resultiert die inhaltliche Aufweichung von Arbeits- und Lebenswelt auch aus Entwicklungen, die eher der Lebenswelt entstammen. Die Konvergenz von Arbeit und Leben ist somit auch Folge einer zunehmend „positive(n) Verankerung von Arbeit in der individuellen Identitätskonstruktion“ (Baethge 1991, S. 12).

Arlie Russell Hochschild skizziert in ihrem Buch „Keine Zeit – Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet“ das Modell einer Arbeitswelt, in der sich ein gezieltes und erwünschtes Hineindriften der bisher geschützten Privatsphäre in das Arbeitsleben vollzieht. Die bewusste Einbeziehung des Privatlebens in den beruflichen Alltag findet gleichsam im stillen Einverständnis zwischen Arbeitgeber und Beschäftigten statt. Die Unternehmen erhoffen sich mit der Schaffung und Förderung einer freundschaftlichen und entspannten Arbeitsatmosphäre, eine größere Leistungsbereitschaft und Kundenfreundlichkeit der Mitarbeiter herbeizuführen (Hochschild 2002, S. 219 ff.). Für viele Beschäftigte – vor allem für die von Hochschild befragten Frauen – stellt die derart ‚umgestaltete‘ Arbeitsstätte einen ‚Rückzugspol‘ dar, an dem sie sich vom stressigen Zuhause mit seiner Fülle an familiären Organisationsaufgaben entspannen und dem Drang nach (zu Hause nicht gelebter) sozialer Kommunikation nachkommen können (Hochschild 2002, S. 45 ff.).

Nach den Thesen von Richard Florida führt der Strukturwandel zur Herausbildung einer auf Kreativität basierenden Ökonomie dazu, dass diese sich in ihren Arbeitsformen an die Träger kreativer Ideen anpassen muss (Florida 2002, S. 4). Kreative Wissensarbeit sperrt sich gegen eine pure Rationalisierung der Lebenswelt. In dem Maße, in dem sich die Arbeitsweise der „kreativen Klasse“ auch im ökonomischen Mainstream durchsetzt, wird – dieser These zufolge – auch die Subjektivierung der Arbeit mit Formen eines (freiwilligen) Selbst-Managements an Bedeutung gewinnen (Florida 2002, S. 13). Ebenso geht Martin Baethge davon aus, dass sich die „Entstehung eines subjektzentrierten Arbeitsverständnisses als Breitenphänomen“ durchsetzt (Baethge 1991, S. 18). Folgt man dieser Vermutung, so stößt man auf ein zentrales Paradoxon der Wissensökonomie, die einen hohen Grad an

Qualifikation und Kreativität auf Seiten der Beschäftigten zur Voraussetzung hat. Die Entfaltung dieser Fähigkeiten setzt einerseits eine starke intrinsische Arbeitsmotivation der Beschäftigten voraus, der andererseits eine intensive Vermarktlichung der Lebenswelt und die Reduktion der Arbeitskraft auf eine Ware entgegensteht (Baethge 1991).

4 Vier Typen der raumzeitlichen Koordination lebens- und arbeitsweltlicher Anforderungen im städtischen und stadtreionalen Kontext

Angesichts der zunehmenden Verschränkung von Arbeit und Leben, die – wie wir gesehen haben – vielfältige Ursachen hat, ist es offensichtlich, dass sich die auf dem Konzept des Fordismus basierenden Formen der Arbeits- und Lebensorganisation transformieren. Dieser Wandel vollzieht sich allerdings, „ohne dass sich bereits die Konturen eines neuen, ähnlich erfolgsversprechenden Modells klar abzeichnen“ (Baethge 1995, S. 33). In diesem Sinne lässt sich „Postfordismus“ nicht als eine endgültige Überwindung der Krise, sondern eher als Herausbildung verschiedener Anpassungsformen an die Krise des Fordismus verstehen (Sauer 2005, S. 11).

Unsere These ist, dass es sowohl zu kurz greift, die Konvergenz von Arbeit und Leben als eine Kolonialisierung der Lebenswelt durch die betriebliche Rationalisierungslogik zu verstehen als auch umgekehrt von einer harmonischen und konfliktfreien Vereinigung der beiden Sphären auszugehen (Läßle/Thiel 2004, S. 24 f.). Die aktuelle Umbruchphase ist vielmehr von einem Nebeneinander vielfältiger Formen der wechselseitigen Beeinflussung einer zunehmend entgrenzten Arbeitswelt auf der einen Seite und lebensweltlicher Interessenlagen und Restriktionen auf der anderen geprägt. Aktuell sind wir vor allem mit verschiedenen Übergangsmodellen mit einer je spezifischen, mehr oder weniger stark ausgeprägten und konflikthaften Konvergenz von Arbeit und Leben konfrontiert. In diesem Punkt stimmen wir mit Kratzer/Sauer überein: „Wann die Verschränkung von Arbeit und Leben Überforderung und Gefährdung ist und wann sie der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in und mit Arbeit dient, ist in hohem Maße situations- und kontextbedingt [...]“ (Kratzer/Sauer 2003, S. 358) Wir möchten uns an dieser Stelle darauf beschränken, die Kontextbedingungen der Konvergenz von Arbeit und Leben im Hinblick auf die drei folgenden Aspekte zu betrachten:

- Die Zugehörigkeit der erwerbsfähigen Haushaltsmitglieder zu einem bestimmten Arbeitsmarkt-Segment und die damit eng zusammenhängende Frage der betrieblichen Arbeits(zeit)organisation,
- der haushaltsbezogene Kontext und dabei insbesondere die Frage nach der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Bezug auf familiäre (Betreuungs-)Aufgaben,
- das raumzeitliche Verhältnis von Wohn-, Arbeits- und Betreuungsorten der einzelnen Haushaltsmitglieder (Lage und Erreichbarkeit im Stadtraum; zeitliche Verfügbarkeit).

Im Folgenden geht es uns also im Kern um die Frage, welche Modi der alltäglichen Koordination lebens- und arbeitsweltlicher Anforderungen sich im Zuge der ökonomischen und sozialen Wandlungsprozesse in Städten herausbilden. Die Darstellung der Typen raumzeitlicher Alltagsorganisation ist heuristischer Natur und bewusst schematisch zugespitzt.

Sie kann verständlicher Weise keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Auch ist die Abgrenzung der Typen untereinander in der Realität weniger trennscharf als sie hier aus analytischen Gründen dargestellt wird, so dass viele der möglichen Mischformen ausgeblendet bleiben müssen.

Typ 1: Fordistischer, suburbaner Typ

Die Haushalte dieses Typs sind dadurch geprägt, dass der (in der Regel männliche) ‚Haupternährer‘ in routineorientierten größeren Unternehmen mit weitgehend traditioneller Arbeitsorganisation beschäftigt ist. Das Beschäftigungsverhältnis entspricht in diesem Typus noch weitgehend dem Modell der Normalarbeit mit unbefristeter Vollzeitbeschäftigung. Die Lebensorganisation des Haushaltes ist durch einen suburbanen, kapitalintensiven Konsumstil geprägt. Als Wohnort, der in der Regel räumlich vom Arbeitsort entkoppelt ist, werden mit Vorliebe sozial homogene Wohnsiedlungen am Stadtrand gewählt (Läpple 2005). Die Mobilität zur Überbrückung der weiten Distanzen zu Arbeitsplatz und zu Bildungs- bzw. Betreuungseinrichtungen der Kinder wird durch die Verfügbarkeit eines oder häufig mehrerer Pkw gesichert. In diesem ‚Breadwinner/Housewife-Modell‘ der Lebens- und Arbeitsorganisation ist der Ernährer weitgehend von den häuslichen Pflichten befreit. Die Betreuung der Kinder erfolgt überwiegend innerhäuslich in wohnortnahen Schulen und Kindertagesstätten.

Wie oben beschrieben ist das fordistische Modell der Lebens- und Arbeitsorganisation, welches diesem ‚suburbanen‘ Typus raumzeitlicher Alltagskoordination zugrunde liegt, mit vielfältigen Erosionstendenzen konfrontiert. Es gerät aus zwei Richtungen unter Druck: Zum einen durch die Flexibilisierung und Prekarisierung der Beschäftigungssituation der männlichen ‚Haupternährer‘, zum anderen durch die zunehmenden Erwerbswünsche der Frauen.

Die Anforderungen, die sich hieraus ergeben, müssen seitens der Haushalte jedoch innerhalb der bestehenden städtischen Strukturen bewältigt werden, die vielfach noch durch eine deutliche räumliche Trennung der Funktionen Wohnen, Arbeiten und Bildung/Betreuung geprägt sind. Hierdurch ergeben sich neue bzw. verstärken sich existierende Problemlagen und Konflikte in der alltäglichen Lebensführung der betroffenen Haushalte. Der Versuch, innerhalb der persistenten stadtreionalen Siedlungsstrukturen lebens- und arbeitsweltliche Anforderungen zu koordinieren, führt zur Herausbildung vielfältiger ‚Übergangstypen‘ alltäglicher Lebens- und Arbeitsorganisation. Wiederum schematisch zugespitzt soll im Folgenden ein solcher ‚Übergangstyp‘ skizziert werden.

Typ 2: Übergangstyp – Umgang mit flexibilisierter Normalarbeit in fordistisch geprägten Stadtstrukturen

Dieser Übergangstyp stellt gleichsam den Versuch dar, eine Lebens- und Arbeitsorganisation mit ‚postfordistischen Zügen‘ innerhalb fordistischer Siedlungsstrukturen zu verwirklichen. Hierunter fallen beispielsweise Anderthalb- oder Doppelverdiener-Haushalte mit Wohnort am Stadtrand, in denen die beiden berufstätigen Eltern in (noch) fordistisch organisierten Betrieben in der Stadtmitte arbeiten.

Hieraus resultieren zwei Muster der Alltagsorganisation der diesem Typ zuzuordnenden Haushalte: Entweder werden ‚neo-fordistische‘ Lösungsversuche unternommen, in-

dem immer häufigere und weitere Wege zwischen Arbeitsort, Wohnung und wohnungsnahen Betreuungseinrichtungen zurückgelegt werden. Solche Muster einer betreuungsinduzierten (Auto-)Mobilisierung der Haushalte identifiziert z.B. Helen Jarvis (2004) in ihrer Untersuchung der Alltagsmobilität verschiedener Londoner Haushalte: „[...] both parents drive in separate cars to work in the same street because they each drop off children attending different schools. [...] each parent drives for over an hour before finally reaching their place of work [...]. Coordinating daily life in this fragmented way is labour (time) intensive and energy inefficient. [...] private solutions to overcome infrastructure failure impose heavy social costs.“ (Jarvis 2004, S. 10 f.)

Im Rahmen der Begleitforschung einer Schulverlagerung in der Hamburger Innenstadt haben wir ein zweites gängiges Muster der Alltagskoordination doppelt berufstätiger Eltern mit Wohnsitz am Stadtrand identifiziert. Es lässt sich wie folgt umschreiben: Ausgehend vom Arbeitsplatz desjenigen Haushaltsmitglieds, auf dem die Hauptbetreuungslast liegt, verschiebt sich die Wahl der Schule und der Kinderbetreuungseinrichtungen in Richtung der innerstädtischen Arbeitsstätten. Die räumliche Trennung von Wohn- und Arbeitsort führt dazu, dass die Eltern vermehrt nach Angeboten zur arbeitsplatznahen Betreuung der Kinder suchen. Gut verdeutlichen lässt sich dies mit einem Blick auf die Anmeldezahlen der von uns betrachteten innerstädtisch gelegenen Grundschule: So wohnten gut zwei Drittel der Kinder, die hier im Jahre 2005 eingeschult wurden, nicht im unmittelbaren Einzugsbereich der Schule. Die Kinder werden vielfach von einem in der Nähe arbeitenden Elternteil morgens in der Schule abgeliefert, sie besuchen dann teilweise nachmittags nahe gelegene Horteinrichtungen in der Innenstadt und werden nach Dienstschluss (meist) von der Mutter wieder mit nach Hause genommen. Auch die nahe gelegenen Kindertagesstätten in der Hamburger Innenstadt betreuen zu rund einem Drittel (35 %) Kinder, deren Eltern nicht in der Nähe wohnen, in der Hamburger City jedoch ihren Arbeitsplatz – z.B. im Einzelhandel – haben (telefonische Befragung der TUHH, Stadt- und Regionalökonomie, 12/2005).

Typ 3: Urbanes Modell der Arbeits- und Lebensorganisation kreativer Wissensarbeiter („Postfordistisches Modell“)

Das Gegenmodell zum oben skizzierten suburbanen Typus stellen die Beschäftigten in den wissens- und kulturbasierten Bereichen städtischer Ökonomien dar. Dieser ‚urbane‘ Typus ist gekennzeichnet durch eine funktionale Durchdringung und enge Integration von beruflichem und persönlichem Leben. Sowohl in Folge der zeitlichen und räumlichen Bedingungen ihrer Arbeit als auch aufgrund ihrer Wertorientierung bildet sich bei den – meist gut verdienenden – Kreativen und Wissensproduzenten ein arbeitsintensiver Konsumstil heraus, der auf ein dichtes, stadträumlich konzentriertes Netzwerk von Dienstleistern angewiesen ist (Läßle 2005).

Charakteristisch für diesen Typus ist eine starke Projekt- und Ergebnisorientierung in der Arbeitsorganisation, die eine weitreichende zeitliche Flexibilität der Beschäftigten voraussetzt. Die meist höher qualifizierten Beschäftigten in diesem Bereich leisten außerdem vielfach in erheblichem Umfang Mehrarbeit, von der ein großer Teil weder durch Freizeit noch durch Lohnausgleich entgolten wird (DIW 2004). Zwar stoßen Frauen in dieser eher in flachen Hierarchien organisierten Arbeitswelt auf eine vergleichsweise hohe Akzeptanz als gleichberechtigte Partner; die hohe Bereitschaft zur Integration von Frauen basiert

allerdings häufig auf der Haltung, dass sie sich, wie jeder andere auch, mit der Arbeit identifizieren und für sie aufopfern (Läpple/Walter 2002, S. 203). Implizit wird somit von den Beschäftigten dieses Arbeitsmarkt-Segments gefordert, dass sie ihre Lebenswelt – gleichsam aus intrinsischer Motivation – den Flexibilisierungserfordernissen der Wissensökonomie unterordnen.

Die Ausdehnungstendenzen und die ‚Count-down-Logik‘ einer projektorientierten Arbeitszeit stehen somit vielfach im Widerspruch zur zeitintensiven und eher in regelmäßigen Zyklen strukturierten Logik des familiären Lebens. Die Möglichkeit zur Elternschaft bleibt in diesem Segment des Arbeitsmarktes weitgehend ausgeblendet. Auch das Modell urbaner Wissens- und Kulturproduktion ist demnach mit ernststen Herausforderungen und Konflikten für die Beschäftigten konfrontiert. In seiner jetzigen Strukturierung ermöglicht dieser dynamische Bereich der Ökonomie kaum eine Alltagsorganisation, in der sich Beruf und Familie problemlos vereinbaren lassen. Es ergeben sich für diesen Typus wiederum zwei Varianten, wie mit den Herausforderungen und Konflikten der Konvergenz von Arbeits- und Lebenswelt umgegangen werden kann:

Einen – sozial und ökonomisch wenig nachhaltigen – Ausweg bietet der Verzicht auf Kinder bzw. das weitestmögliche Hinauszögern der Verwirklichung des etwaigen Kinderwunsches. So bekommen Frauen in Deutschland ihre Kinder heute später als noch zu Beginn der 1990er-Jahre. Im Jahre 1991 wurden die meisten Kinder noch von 25- bis 29-jährigen Müttern geboren (39 % aller Kinder). 2004 waren es bereits die 30- bis 34-jährigen Mütter, die mit 31 % den größten Teil der Neugeborenen zur Welt brachten. Demgegenüber wurden 2004 nur mehr 27,7 % der Kinder von 25- bis 29-jährigen Müttern geboren (Statistisches Bundesamt 2006, S. 40).

Die Möglichkeit, in der wissensbasierten Ökonomie Beruf *und* Elternschaft zu vereinbaren, bietet sich häufig nur durch den Rückgriff auf ein dichtes Netz alltagserleichternder Betreuungs- und Versorgungsinfrastruktur in funktionsgemischten städtischen Quartieren. So kommt z.B. das BAT Freizeitforschungsinstitut in einer jüngeren Studie zu dem Ergebnis, dass bei verlängerten Arbeitszeiten und einer wachsenden Desynchronisation der Zeit innerhalb von Lebensgemeinschaften innerstädtische oder innenstadtnahe Wohnlagen mit ihrer relativ hohen Dichte an Gelegenheiten und Dienstleistungseinrichtungen wieder stärker an Bedeutung gewinnen (BAT Freizeitforschungsinstitut 2004). Dichte an Gelegenheiten meint dabei nicht allein die materiell verfügbare Infrastruktur an Betreuungseinrichtungen oder haushaltsnahen Dienstleistungen. Sie umfasst vielmehr auch die Dichte sozialer Netzwerke, innerhalb derer bei Bedarf kurzfristige oder dauerhafte informell organisierte Betreuungslösungen entwickelt und in Anspruch genommen werden können (z.B. durch Elterninitiativen betriebene KiTas, Netzwerke von Tagesmüttern etc.). Kurz gesagt ist für diesen ‚Idealtypus‘ der Alltagsorganisation – sofern familiäres Leben überhaupt zum Bestandteil des Lebensentwurfes gemacht wird – die räumliche Verknüpfung der Funktionen Arbeiten, Wohnen und Versorgung/Betreuung charakteristisch. Die Kinderbetreuung erfolgt in diesem Modell der Alltagsorganisation somit zugleich wohnort- als auch arbeitsortnah.

Typ 4: Die Dienstbotenökonomie und ihre urbane Arbeits- und Lebensorganisation

Traditionelle nutzungsgemischte Stadtquartiere stellen nicht nur einen Rückbettungskontext für die projektorientierten Arbeitsformen hochqualifizierter ‚Professionals‘ dar. Sie beherbergen vielfach auch die Wohnumlieus derjenigen gesellschaftlichen Gruppen, die quasi die Verliererseite der hochqualifizierten Wissensökonomie darstellen. Sie bilden den vierten Typus der raumzeitlichen Koordination von Arbeits- und Lebenswelt. Hierzu zählen wir die Bereiche einer städtischen ‚Dienstbotenökonomie‘, für die Formen der zeitlichen Ausdehnung der Arbeitszeit und der selbstausbeuterischen Kumulation geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse schon seit jeher charakteristisch waren. Die fordistische Arbeitsorganisation mit ihren formalisierten Formen der Normalarbeit hat sich in diesen Segmenten des städtischen Arbeitsmarktes nie wirklich durchgesetzt. Die vielfach deformalisierte und in Teilbereichen der Schattenwirtschaft zuzurechnende Dienstbotenökonomie stellte z.T. sogar die ‚Kehrseite‘ der für den Fordismus prägenden geschlossenen internen Arbeitsmärkte dar. Hier boten und bieten sich Nischen und niedrighschwellige Erwerbsmöglichkeiten für diejenigen, die vom ersten Arbeitsmarkt vor allem aus Gründen fehlender formeller Qualifikation ausgeschlossen waren und sind.

Auch in diesen hochgradig prekarierten Segmenten der städtischen Ökonomie finden sich – aus anderen Motiven heraus – Formen der engen Kopplung von Wohn- und Arbeitsort in urbanen, sozial heterogenen und funktionsgemischten Quartieren. Auf die Einbettung in diese Stadtquartiere sind die Protagonisten in zweierlei Hinsicht angewiesen. Zum einen garantiert sie die räumliche Nähe zu den überwiegend städtisch orientierten Nachfragern nach arbeitsintensiven Alltagsdienstleistungen und Versorgungsinfrastrukturen. Saskia Sassen argumentiert bereits 1988, dass sich die „informelle Ökonomie“ in New York vor allem in den gentrifizierten innerstädtischen Stadtteilen konzentriert, in denen sie auf eine wachsende Nachfrage nach – vielfach informellen – Servicetätigkeiten und Infrastrukturen stößt (Sassen 1988). Hierzu zählen die häufig ‚schwarz‘ in Anspruch genommenen Putz- und Haushaltshilfen oder Handwerkerleistungen, aber auch die jenseits der regulären Öffnungszeiten verfügbaren Nahversorgungsangebote der häufig von Migranten betriebenen Kioske, Gemüseläden und Imbisse. Zum anderen dient die Nähe zwischen Wohnung und Arbeitsplatz und die Einbettung in ein urbanes Milieu den Protagonisten der prekären Dienstbotenökonomien als ‚Medium‘ der Minimierung ökonomischer Risiken und Kosten. Dies gilt z.B. für die im Bereich der ethnischen Ökonomien zur Existenzsicherung gegründeten und häufig stark deformalisierten Kleinbetriebe. Diese profitieren in mehrfacher Hinsicht von der Nähe zwischen der Betriebsstätte und der Wohnung des Gewerbetreibenden. Die enge räumliche Kopplung von Ladenlokal und Wohnung ermöglicht erst, dass die teilweise selbstausbeuterischen ausgedehnten Öffnungszeiten aufrechterhalten werden können. Zugleich wird hierdurch einfacher gewährleistet, dass mithelfende Familienangehörige in Phasen großer Nachfrage den Betrieb unterstützen können. Einer Untersuchung des DIFU zufolge sind die mithelfenden Familienangehörigen in migrantischen Betrieben allerdings nur selten die Ehefrauen der selbstständigen Unternehmer. Zumeist helfen zum Ausgleich punktueller personeller Überlastungen eher die Kinder oder nahe Verwandte und Bekannte aus dem Kreise der eigenen Gruppe aus (Floeting et al. 2005, S. 8).

Die selbstausbeuterischen Erwerbsformen in den hochgradig prekarierten Arbeitsmarkt-Segmenten vollziehen sich im Gegenteil häufig auf Kosten der Möglichkeit einer Erwerbsbeteiligung für die Frau. Helen Jarvis kommt zu dem Schluss, dass das Fehlen eines garantierten Einkommens in diesen Haushalten eine zyklische Ausdehnung der Arbeitszeiten des Hauptverdieners erfordert. In Kombination mit dem in den Haushalten dieses Typs ohnehin eher traditionell geprägten Verständnis geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung führt dies dazu, dass die familiären Aufgaben vielfach vollständig von der Frau übernommen werden (Jarvis 2004, S. 9).

Der Verzicht auf haushaltsexterne Betreuung, der die Beschäftigungsmöglichkeiten der Frauen in diesen Haushaltstypen untergräbt, ist somit teilweise selbst gewählt. In vielen Fällen ist er jedoch auch ein erzwungener Verzicht, der sich infolge materieller und immaterieller Zugangsbarrieren zu alltagserleichternder sozialer Infrastruktur bzw. zu sozialen Netzwerken ergibt. Die gering qualifizierten und damit meist gering verdienenden Haushalte sind im Hinblick auf eine bedarfsgerechte und qualitätvolle außerhäusliche Kinderbetreuung in mehrfacher Hinsicht benachteiligt. Zum einen verhindern teilweise institutionelle Restriktionen den Zugang zu Betreuungsangeboten. So erhalten beispielsweise Haushalte, in denen ein Haushaltsmitglied von vornherein nicht erwerbstätig ist, in einigen Bundesländern keinen Anspruch auf eine öffentlich geförderte Kindertagesbetreuung. Zum anderen verhindern die fehlenden materiellen Ressourcen eine Inanspruchnahme haushaltsexterner Betreuungsdienstleistungen. Schließlich führt häufig auch der fehlende Zugang der betroffenen Haushalte zu informell organisierten (und zugleich qualitätvollen) Betreuungsleistungen zu einer Verstärkung bestehender Exklusionsmechanismen. Zu den wachsenden Qualifikationserfordernissen der Arbeitswelt und den erhöhten Anforderungen an die Fähigkeit zum ‚Management‘ der eigenen Arbeitskraft gesellt sich somit auch noch die Notwendigkeit, Zugang zu ‚sozialem Kapital‘ zu erhalten, das zur Koordination der ebenfalls komplexer werdenden (familiären) Lebensorganisation benötigt wird. Martin Carnoy beschreibt dies wie folgt: „These demands of the flexible labor market favor highly educated parents [...]. The networks needed for parents to be effective in flexible labor markets require more sophisticated decision making and organization than in the past. Families *without the capacity to make informed decisions or the resources to act on them* are still forced to be flexible, but in a much less sustainable fashion.“ (Carnoy 2002, S. 109, eigene Herv.)

4.1 Zusammenfassende Anmerkung

Die hier in zugespitzter Form skizzierten vier heuristischen Typen raumzeitlicher Alltagsorganisation bedürfen fraglos einer eingehenden empirischen Überprüfung. Im Zuge des vom BMBF geförderten Forschungsverbundprojektes „VERA – Verzeitlichung des Raumes“ findet eine solche Untersuchung der sich wandelnden Schnittstelle von Arbeits- und Lebenswelt derzeit sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Form statt. Kennzeichen der Forschung des Verbundprojekts ist allerdings, dass sie nicht allein zu in der Wissenschaft verwertbaren, empirisch abgesicherten Erkenntnissen gelangen will. Im Kern der Forschung stehen hingegen transdisziplinäre „Realexperimente“ (Groß/Hoffmann-Riem/Krohn 2003). Das von unserem Institut bearbeitete Realexperiment befasst sich mit der Entwicklung sozialer Infrastrukturen und Netzwerke in der neu entstehenden Hamburger HafenCity (vgl. auch Mückenberger/Timpf in diesem Heft). Die in diesem Zuge er-

folgenden empirischen Erhebungen dienen somit vor allem der Unterstützung punktueller ‚realexperimenteller Interventionen‘ durch das Forscherteam in die sich vollziehenden Planungs- und Diskussionsprozesse im Verlauf der HafenCity-Entwicklung. Ziel ist es, die zivilgesellschaftlichen, ökonomischen und planenden Akteure vor Ort für Fragen der Alltagsorganisation in einem neu entstehenden Stadtquartier zu sensibilisieren. Unter Rückgriff auf Erfahrungs- und Alltagswissen der Betroffenen werden Hintergrundinformationen über die vielfältigen Muster des Verhältnisses von Alltags- und Lebenswelt der zukünftig im Stadtteil lebenden und arbeitenden Menschen generiert. Auf der Basis dieses Wissens werden die Vor-Ort-Akteure durch das Forscherteam dabei unterstützt, Bildungs- und Betreuungsinfrastrukturen bzw. -netzwerke zu entwickeln, die den komplexen und sich ausdifferenzierenden Formen der Alltagsorganisation gerecht werden können.

Abschließend sollen hier daher auch einige konzeptionelle Denkanstöße formuliert werden. Für die Praxis der Stadtentwicklung stellt sich die Frage, welche Konsequenzen sich aus den dargestellten Veränderungen der Schnittstelle von Arbeits- und Lebenswelt für die Entwicklung sozialer Infrastrukturen im städtischen Kontext ergeben. Zur Veranschaulichung werden wir im Folgenden an einigen Stellen Beispiele aus der von uns durchgeführten ‚realexperimentellen‘ Forschung im Zuge der HafenCity-Entwicklung in Hamburg heranziehen.

5 Konsequenzen für die Entwicklung sozialer Infrastrukturen in städtischen Quartieren

Wie wir ausgeführt haben, sind die Anforderungen, die sich aus den Umwälzungen auf den städtischen Arbeitsmärkten und den unterschiedlichen Formen des Umgangs mit diesen Veränderungen ergeben, äußerst vielschichtig. Sie betreffen mindestens drei Bereiche, die noch einmal kurz in Erinnerung gerufen werden sollen.

Die Stadt als Kontext der ‚Work-Life-Balance‘ für höherqualifizierte Doppelverdiener

Soziale Infrastrukturen in städtischen Quartieren müssen so gestaltet sein, dass sie es den dort ansässigen (Zweiverdiener-)Lebensgemeinschaften ermöglichen, ihren Alltag auch unter den Bedingungen oft wechselnder Beschäftigungsverhältnisse, der Notwendigkeit permanenter Weiterqualifikation und der Ausdehnung und Fragmentierung individueller Arbeitszeiten zu bewältigen. Dem vielfach vorhandenen Wunsch und der Notwendigkeit zu einem ‚urbanen‘ Lebens- und Arbeitsstil gilt es mit der Entwicklung qualitativvoller und bildungsorientierter Betreuungseinrichtungen zu begegnen. Ansonsten werden qualifizierte Frauen und Männer vor die unzumutbare und gesellschaftlich nicht nachhaltige Wahl ‚Kind oder Beruf‘ gestellt. Im schlimmsten Fall drohen Szenarien, in denen die von den berufstätigen Eltern gegebenenfalls in Kauf genommenen Zeitkonflikte auf dem Rücken der Kinder ausgetragen werden.

Die Stadt als Ort des Umgangs mit den Konflikten einer erodierenden fordistischen Arbeits- und Lebensorganisation

Die Innenstädte europäischer Großstädte sind jedoch nicht nur Arbeitsorte kreativer Wissensarbeiter, sondern häufig nach wie vor auch Standorte von vormals fordistisch geprägten Dienstleistungsbetrieben, deren Arbeitszeitstrukturen ebenfalls zu erodieren beginnen. Es gilt somit auch Lösungen zu entwickeln, die den Beschäftigten in häufig monostrukturierten Bürostandorten die Verknüpfung von Familie und Beruf erleichtern. Hier stellt sich vor allem die Aufgabe, in Zusammenarbeit mit den großen Arbeitgebern vor Ort Angebote einer arbeitsortnahen Kinderbetreuung und alltäglichen Versorgung zu konzipieren. Diese Aufgabe ergibt sich vor allem dadurch, dass in den hochgradig tertiärisierten Citylagen eine entsprechende Nachfrage nach Betreuungsangeboten von Seiten der Wohnbevölkerung von vornherein fehlt oder – so weit vorhanden – zunehmend wegzubrechen droht.

Die Stadt als Ort der Integration der vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzten und als ‚Medium‘ der Risikominimierung für prekäre Arbeitsmarktsegmente

Wie oben dargestellt wurde, sind in den Innenstädten und innenstadtnahen Quartieren zugleich die Wohnmilieus eines Teils des Segments der Ausgegrenzten verortet. Darüber hinaus stellen sie Orte dar, an denen die Beschäftigten in deformalisierten und prekären Erwerbsbereichen mit den Risiken dieser Formen der Arbeitsorganisation umgehen müssen. Städtische Infrastrukturen können also nicht allein der Unterstützung der Work-Life-Balance für die privilegierten Bereiche städtischer Arbeitswelten dienen. Sie müssen auch Integrationsangebote für die vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzten vorhalten. Vor allem sollten Lernorte entwickelt werden, die deren Kindern, denen langfristig die gleiche qualifikationsbedingte Exklusion droht, frühzeitig Chancen zur Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen und ‚sozialem Kapital‘ eröffnen. Schließlich gilt es, niedrighschwellige Bildungs- und Betreuungseinrichtungen zu entwickeln, die die alltagsweltlichen Restriktionen und Erfordernisse des ‚Risikosegments‘ berücksichtigen und zugleich die Jüngsten in der Gesellschaft auf die Herausforderungen einer zunehmend flexibler und prekärer werdenden Arbeitswelt vorbereiten.

Die Herausforderungen für die Entwicklung zukunftsfähiger sozialer Infrastrukturen sind somit vielschichtig, die Antworten darauf dürfen keine Teillösungen für einzelne Problemlagen darstellen. Dies bedeutet auch, dass die bislang häufig noch stark sektoral organisierte Planung von Bildungs- und Betreuungsangeboten für Kinder und Jugendliche unterschiedlichen Alters aufgebrochen werden sollte. Dabei sind die Handlungsansätze für die oben skizzierten Typen der Alltagsorganisation durchaus ähnlich oder betreffen zumindest im Kern denselben Gegenstand: Schulen und insbesondere Grundschulen. Sie sind nicht nur räumliche Ankerpunkte für die Kinder berufstätiger Eltern, sondern auch Schnittstellen und Orte der Überlagerung verschiedener sozialer Milieus. Zugleich bieten sie Ausgangspunkte für die Formierung interessenbezogener sozialer Netzwerke, die sich der Entwicklung von Betreuungslösungen jenseits von Markt und Staat widmen könnten. Schulen und die in Zukunft ebenfalls stärker bildungsorientierten Betreuungseinrichtungen sollten sich somit zu Knotenpunkten des Alltagslebens der Wohn- und Arbeitsbevölkerung in städtischen Quartieren entwickeln. Da sie vermehrt auch mit Aufgaben der sozia-

len und kulturellen Integration befasst sein werden, müssen sie außerdem in mehrfacher Hinsicht ‚offen‘ sein: Sie sollten niedrige Zugangsbarrieren für die Kinder gering qualifizierter und verdienender Eltern aufweisen, ohne dabei an Attraktivität für Familien mit besseren Ressourcen und einer damit verbundenen höheren Mobilität und Wahlfreiheit zu verlieren. Zugleich gilt es, innerhalb der Schulen und in ihrer Umgebung auch zeitlich offene Angebote zu entwickeln. Mit ausgedehnten und flexiblen Öffnungszeiten sollten sie sich so weit wie möglich an den heterogenen lokal spezifischen Anforderungen der im Umfeld wohnenden und arbeitenden Menschen ausrichten. Schulen könnten so zu ‚Work-Life-Balance-Centern‘ weiterentwickelt werden, die Kristallisationskerne und Informationsschnittstellen für lokale Bildungs- und Betreuungsnetzwerke darstellen.

Im Rahmen eines Realexperiments im Forschungsprojekt VERA wird daher der Versuch unternommen, im Zuge der Verlagerung einer innerstädtischen Schule in die benachbarte HafenCity auf die Entwicklung eines derartigen Zentrums hinzuarbeiten.

Literatur

- Baethge, Martin, 1991: Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt, 42. Jg., Heft 1, S. 6-19.
- Baethge, Martin, 1995: Übergänge wohin? Zur Reinstitutionalisierung der Gesellschaft im Spannungsfeld von Innovativität und Sozialität. In: SOFI (Hrsg.): Im Zeichen des Umbruchs. Beiträge zu einer anderen Standortdebatte. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-48.
- Baethge, Martin, 1999: Subjektivität als Ideologie. Von der Entfremdung in der Arbeit zu der Entfremdung auf dem (Arbeits-)Markt? In: Schmidt, Gert (Hrsg.): Kein Ende der Arbeitsgesellschaft. Arbeit, Gesellschaft und Subjekt im Globalisierungsprozess. Berlin: Edition Sigma, S. 29-44.
- BAT Freizeitforschungsinstitut, 2004: Zeitwohlstand. Der neue Luxus der Deutschen (Langfassung). Forschung aktuell. Ausgabe 181, 25. Jg. www.bat.de/Presselounge/News_aktuell/Pressemitteilung (Stand: 24.08. 2004).
- Beck, Ulrich, 1998: Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft. Frankfurt/New York: Campus.
- Beckmann, Petra, 2003: EU-Beschäftigungsquote – Auch richtige Zahlen können in die Irre führen. In: IAB Kurzbericht Nr. 11/2003.
- Carnoy, Martin, 2002: Sustaining the New Economy. Work, Family, and Communication in the Information Age. Cambridge/London: Harvard University Press.
- DIW, 2004: Dauer der Arbeitszeiten in Deutschland. In: DIW-Wochenbericht Nr. 47.
- Engelbrech, Gerhard; Gruber, Hannelore; Maria Jungkunst, 1997: Erwerbsorientierung und Erwerbstätigkeit ost- und westdeutscher Frauen unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. In: MittAB 1/1997, S.150-169.
- Engelbrech, Gerhard; Jungkunst, Maria, 2001: Erwerbsbeteiligung von Frauen: Wie bringt man Beruf und Kinder unter einen Hut? In: IAB Kurzberichte 7/2001.
- Erlinghagen, Marcel; Knuth, Matthias, 2002: Auf der Suche nach dem „Turbo-Arbeitsmarkt“. Zwischenbericht an die DFG zum Projekt „Restrukturierung des Arbeitsmarktes. Disaggregierte Längsschnittanalysen mit der IAB-Beschäftigten-Stichprobe“. Gelsenkirchen.

- Floeting, Holger; Reimann, Bettina; Schuleri-Hartje, Ulla, 2005: Von „Tante Emma“ zu „Onkel Ali“ – Entwicklung der Migrantenökonomie in den Stadtquartieren deutscher Großstädte. Aktuelle Information des DIFU, April 2005.
- Florida, Richard, 2002: *The rise of the creative class – and how it’s transforming work, leisure, community and everyday life*. New York: Basic Books.
- Gottschall, Karin; Voß, Günter, 2003: Entgrenzung von Arbeit und Leben – Zur Einleitung. In: Gottschall, Karin; Voß, Günter (Hrsg.): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München/Mering: R. Hampp Verlag, S. 11-33.
- Groß, Matthias; Hoffmann-Riem, Holger; Krohn, Wolfgang, 2003: Realexperimente: Robustheit und Dynamik ökologischer Gestaltungen in der Wissensgesellschaft. In: *Soziale Welt*, 54. Jg., Heft 3, S. 241-258.
- Haag, Susan White, 2000: *Community Reinvestment and Cities: A Literature Review of CRA’s Impact and Future*. Discussion Paper prepared for The Brookings Institution. New York: Center on Urban and Metropolitan Policy.
- Habermas, Jürgen, 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Häußermann, Hartmut, 2000: Die Krise der „sozialen Stadt“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 10-11/2000, 3. März 2000.
- Hielscher, Volker; Hildebrandt, Eckart, 2002: Leben und Arbeiten in der atmenden Fabrik – Die Folgewirkungen flexibler Arbeitszeitmuster für die Lebensführung der Beschäftigten. In: Mückenberger, Ulrich; Menzl, Marcus (Hrsg.): *Der Global Player und das Territorium*. Opladen: Leske + Budrich, S. 39-58.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut, 2005: *Wirtschafts- und Industriosozologie*. Grundlagen, Fragestellungen, Themenbereiche. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Hochschild, Arlie Russel, 2002: Keine Zeit – Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet. *Work-Life-Balance*. Leske + Budrich: Opladen.
- Hoffmann, Edeltraut; Walwei, Ulrich, 1998: Längerfristige Entwicklung von Erwerbsformen in Westdeutschland. IAB-Kurzbericht, 2/1998. Nürnberg: IAB.
- Jarvis, Helen, 2004: City time – managing the infrastructure of everyday life. Paper presented at the ESRC Worklife Seminar Five. London, 27 February, 2004.
- Jurczyk, Karin; Voß, Günter G., 2000: Entgrenzte Arbeitszeit – reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers. In: Hildebrandt, Eckart; Linne, Gudrun (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*. Berlin: Edition Sigma, S. 151-205.
- Kratzer, Nick; Sauer, Dieter, 2003: Entgrenzung von Arbeit. Konzept, Thesen, Befunde. In: Gottschall, Karin; Voß, Günter G. (Hrsg.): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München/Mering: R. Hampp Verlag, S. 87-123.
- Läpple, Dieter, 2004: Hamburger Arbeitsmarkt im globalen Kontext. In: Hönekopp, Elmar; Jungnickel, Rolf (Hrsg.): *Internationalisierung der Arbeitsmärkte. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 282. Nürnberg: IAB 2004, S. 147–181.
- Läpple, Dieter, 2005: Phönix aus der Asche: Die Neuerfindung der Stadt. In: Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Städte*. *Soziale Welt – Sonderband* 16, Baden-Baden: Nomos, S. 397-413.
- Läpple, Dieter, 2006: Städtische Arbeitswelten im Umbruch – Zwischen Wissensökonomie und Bildungsarmut. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Das Neue Gesicht der Stadt. Strategien für die urbane Zukunft im 21. Jahrhundert*. Berlin 2006, S. 19–35.

- Läßle, Dieter; Thiel, Joachim, 2004: Raum-Zeitkonfiguration und Alltag in Metropolregionen – eine konzeptuelle Skizze mit empirischer Illustration. Erster Synthesebericht des Teilprojekts ‚Stadt- und Regionalökonomie‘ im BMBF-Forschungsverbund VERA – Verzeitlichung des Raumes. Hamburg: Forschungsstelle Zeitpolitik der Universität Hamburg (www.vera-research.de).
- Läßle, Dieter; Walter, Gerd, 2002: Frauenerwerbstätigkeit und Geschlechterverhältnisse in urbanen Milieus. In: Löw, Martina (Hrsg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen: Leske + Budrich, S. 187-207.
- Lash, Scott; Urry, John, 1994: *Economies of signs and space*. London: Sage.
- Mückenberger, Ulrich, 1985: Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, Jg. 31, Heft 7, S. 415-434.
- Mückenberger, Ulrich, 1986: Zur Rolle des Normalarbeitsverhältnisses bei der Umverteilung von Risiken. In: *Prokla* 64 (16), S. 31-45.
- Sassen, Saskia, 1988: *New York City's Informal Economy*. ISSR Working Papers, Vol. 4, Number 9/1988.
- Statistisches Bundesamt, 2006: *Im Blickpunkt: Frauen in Deutschland 2006*. Wiesbaden: StaBA.
- Sauer, Dieter, 2005: *Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Voß, Günter G.; Pongratz, Hans J., 1998: Der Arbeitskraftunternehmer – Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, Heft 1, S. 131-158.
- Wanger, Susanne, 2006: *Erwerbstätigkeit, Arbeitszeit und Arbeitsvolumen nach Geschlecht und Altersgruppe. Ergebnis der IAB-Arbeitszeitrechnung nach Geschlecht und Alter für die Jahre 1991-2004*. IAB-Forschungsbericht, Nr. 2/2006. Nürnberg: Bundesagentur für Arbeit.

Prof. Dr. Dieter Läßle
HCU Hamburg
Department für Stadtplanung
Institut für Regionalökonomie/Soziologie
Technische Universität Harburg
Schwarzenbergstr. 95 d
21073 Hamburg
Tel.: 040/42878-3110
E-Mail: dieter.laepple@hcu-hamburg.de

Prof. Dr. Dieter Läßle leitet das Institut für Stadt- und Regionalökonomie an der Hafen-City Universität Hamburg. Er lehrte und forschte u. a. in Berlin, Amsterdam, Paris, Aix-en-Provence und Leiden. 1996 war er Gastprofessor auf dem Lehrstuhl „Alfred Grosser“ am „Institut d'Études Politiques“ in Paris. Seit 2004 ist er „Urban Expert“ im Rahmen des Forschungsprogramms „Urban Age“ („Zeitalter der Städte“) der London School of Economics.

Dipl. Ing. Henrik Stohr
HCU Hamburg
Department für Stadtplanung
Institut für Regionalökonomie/Soziologie
Technische Universität Harburg
Schwarzenbergstr. 95 d
21073 Hamburg
Tel.: 040/42878-4258
E-Mail: henrik.stohr@hcu-hamburg.de

Henrik Stohr, Dipl.-Ing. Raumplanung, studierte von 1995 bis 2001 Raumplanung an der Universität Dortmund und in Aix-en-Provence. Schwerpunkte seines Studiums waren die Themenfelder ‚Stadt- und Regionalentwicklung in der Wissensgesellschaft‘ sowie der Bereich ‚Moderation und Kommunikation in der Raumplanung‘. Seit Mai 2002 ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut Stadt- und Regionalökonomie der TU Hamburg-Harburg/HafenCity Universität tätig.